

EMMANUEL  
BOVE

AFTALION, ALEXANDRE

EDITION  
diá

# EMMANUEL BOVE

**Aftalion, Alexandre**

Erzählung

Aus dem Französischen  
von Ursula Dörrenbächer

Edition diá

Stéphane Baumgartner ging in den Elendsvierteln spazieren, machte den Armen Mut und versprach ihnen voller Glauben ein besseres Leben. Er ernährte sich notdürftig von dem Geld, das er mit ein paar Nachhilfestunden verdiente. Er mied selbst die geringsten Zerstreungen. Die Vorstellung, die ihn leitete, war so klar, dass er von niemandem Dank erwartete, und selbst wenn einer jener Unglücklichen, denen seine Sorge galt, sich von ihm abgewandt hätte, so wäre er nicht verbittert gewesen.

– Bei mir steht eine Couch, auf der du dich ausruhen kannst, sagte Baumgartner sanft. »Du isst etwas zu Abend, wir reden miteinander. Du bist jung. Du kannst noch manches begreifen.«

Alexandre folgte dem Unbekannten. Dieser hatte im obersten Stockwerk eines düsteren und rissigen Mietshauses eine Art Wohnung, in der es weder Wasser noch Gas gab und die aus zwei sehr großen Zimmern mit hohen Decken bestand. Man sah auf einen Blick, dass sie auf einem ehemaligen Dachboden eingerichtet worden waren. Jedes von ihnen war dürftig mit einer Couch, einem Tisch, Kisten und Regalen möbliert. Der raue Holzfußboden war übersät mit Astlöchern. Ein langer grauer Vorhang verbarg die Küche. Überall lagen Bücher, und in einer Ecke, auf dem Boden, stapelte sich ein Haufen beschriebenen Papiers. Von den Doppelfenstern zwischen den Balkenköpfen, die den Dachstuhl trugen, gingen die einen auf die Straße (vor ihnen, einen Meter vor der Brüstungsstange, führte eine breite hölzerne Regenrinne ähnlich einem Futtertrog entlang), die an-

deren auf einen Hof, der an seinen Seiten von niedrigen Häusern mit dicht bemoosten Dächern umschlossen war.

Alexandre wagte keinen Schritt zu tun in dieser Wohnung, in der es Teppiche gab, wacklige Sessel und mottenzerfressene Schals an den Wänden. Baumgartner verschwand mit einer Lampe in der Hand im anderen Zimmer und kam umgehend mit einem Teller Gemüse und mit Brot wieder.

– Magst du vielleicht lieber Torte?, fragte er.

Alexandre zögerte eine Sekunde, blickte schüchtern zu dem Fremden auf und schüttelte dann zum Zeichen der Verneinung den Kopf. Das war seine erste Erwiderung als zivilisierter Mensch. Er wusste sehr wohl, dass Torte besser schmeckt als Brot. Doch eine verborgene Scheu hatte ihn bewegt, sie nicht anzunehmen.

Trotz seines Hungers hörte er auf zu essen, um alles, was ihn umgab, mit neugierigem Blick zu erforschen. Im fahlen Licht der Lampe erschien ihm dieses Zimmer geprägt von Sanftheit und Frieden. Die Stoffe, die Couch, die leuchtenden Farben der Bücher hielten seine Augen gefangen. Als Stéphane, der sich entfernt hatte, wiederkam, begann er weiterzuessen. Nicht aus Taktgefühl verhielt er sich so, sondern weil er meinte, Dinge anzuschauen, die ihm nicht gehörten, sei verboten. Plötzlich fragte Baumgartner:

– Schmeckt es?

Ohne den Kopf zu bewegen, antwortete er einsilbig.

Da du nicht weißt, wo du schlafen sollst, brauchst du abends nur hierherzukommen. Du wirst dich hier wohler fühlen als draußen.

\* \* \*

Vier Jahre lang lebte Alexandre Aftalion auf dem Wege nach Paris; er näherte sich Frankreich in kleinen Etappen und plagte sich auf Bahnhöfen, in Sägewerken, Kohlelagern und Fabriken,

er schlief, wo immer es sich ergab, nahm kaum etwas zu sich, und jedes Mal, wenn er die Arbeitsstelle wechselte, mal zu Fuß wie ein Landstreicher, mal versteckt in einem Güterwaggon oder auch auf dem Karren eines Bauern, legte er einen weiteren Sprung von mehreren Kilometern zurück. Als Holzfäller verbrachte er einen Winter in einem Wald in der Umgebung von Prag. Zusammen mit anderen Männern übernachtete er in einer Hütte und lebte das Leben eines wilden Tieres. Unten in seinem Weidenkorb lagen Bücher. Und nachts, wenn seine Nachbarn schliefen, machte er Licht und las. Hin und wieder ertönte ein dumpfer Fluch. Dann blies er hastig die Kerze aus, und wenn die Atemzüge wieder gleichmäßig geworden waren, zündete er sie erneut an. In Triest fand er Arbeit im Hafen. In Mailand wohnte er drei Monate im Kellergeschoss eines Restaurants. Selbst in der kürzesten Ruhepause vertiefte er sich in seine Studien. Er schloss sich niemandem an. Er fürchtete, durch Spötteleien nur entmutigt zu werden. Das Ziel, das er sich gesetzt hatte, musste er allein erreichen. Die Energie, die er zur Weiterbildung aufbrachte, war umso größer, als sich alles seinem Erfolg widersetzte. Er lernte beim Essen, manchmal sogar beim Arbeiten. Nichts brachte ihn von seinen Bemühungen ab. Niemals sprach er mit einer Frau. Wegen all der Zerstreuungen, der Zärtlichkeit und des Vergnügens, die sie mit sich brachten, fürchtete er sie. Am Abend, wenn sich die Mädchen an ihn heranmachten, flüchtete er, so groß war seine Angst, schwach zu werden. Wenn er einer von ihnen folgen würde, wäre dies, so schien ihm, das Ende seiner ehrgeizigen Pläne, und er bliebe sein ganzes Leben das, was er heute war. Das Feuer, das in ihm brannte, war so rein, dass, was immer er auch erduldet, er sich nie beklagte, nie über sein Schicksal jammerte. Damit ihm niemand Vorhaltungen machte, arbeitete er mehr als alle anderen. Er versuchte nicht, sich das Glück vorzustellen. Die fixe Idee, Arzt, Beamter oder Gelehrter zu werden, ließ ihn nicht los. Alles Übrige auf der Welt existierte für ihn gar nicht. Er hatte sich in den Kopf

gesetzt, Französisch zu lernen. Seine Nächte verbrachte er damit, dass er Texte übersetzte, Wörter in einem Nachschlagewerk suchte, und zwar allein, ohne Hilfe und ohne Zuspruch. Wenn er auch gegen drei Uhr morgens mit schmerzenden Schultern und heißen Händen erschöpft einschlief, so fand er doch noch genügend Kraft in sich, um zwei oder drei Stunden später seine Müdigkeit zu überwinden, aufzustehen und die Werkstatt zu erreichen, bei der er beschäftigt war. Er verachtete seinen Körper und beherrschte ihn. Er wollte nicht krank sein; er wollte die Müdigkeit nicht spüren; er wollte nicht unter dem Hunger leiden. Und sein Wille war so stark, dass es ihm gelang, all das Leid, das ihn belastete, nicht zur Kenntnis zu nehmen. Oft schrieb er lange Briefe an Stéphane. Sei es, dass die Antworten im Laufe seiner zahlreichen Adressenwechsel verlorengingen, sei es, dass Baumgartner ihn zu vergessen begann, jedenfalls erhielt er von seinem Freund bald keine Nachricht mehr. Seine Briefe blieben trotzdem voller Dankbarkeit. Er schloss sie alle mit der Zusicherung, dass er sich seines Meisters würdig erweisen werde.

Als er älter wurde, nahm er neue Gewohnheiten an: Er mietete ein Zimmer, er kleidete sich gut. Im Freien zu schlafen war für ihn unerträglich geworden. In den früheren Unterkünften hielt er sich aus Stolz nicht mehr auf. Die Zimmer hatten ein gewöhnliches Bett, einen Spiegel und einen Tisch mit einer kleinen Decke, die nur spärlich die Schubladen verdeckte. Wenn er nach Hause kam, wusch er sich, zog sich um und betrachtete sich, sobald er fertig war, lange im Spiegel. Er wurde es nicht leid, sich eingehend von Kopf bis Fuß zu mustern. Dieser tägliche Blick auf sich selbst gab ihm bald etwas mehr Sicherheit. Dies alles war Luxus, der Beginn des neuen Lebens, der erste Teil eines Aufstiegs ohne Ende. Wenn er sich auch wie früher weiterhin tagsüber abarbeitete, sogar noch mehr, um sich das wenige an Komfort zu ermöglichen, so fühlte er doch bei der Betrachtung seines Zimmers, dass er sich Schritt für Schritt von seiner Umwelt löste, dass er aufstieg und dass er begann,

eine ganze Menge Dinge durch Lesen zu verstehen. Er machte es sich zur Gewohnheit, sein Abendessen in Restaurants einzunehmen, die, wenngleich sie zur untersten Kategorie gehörten, für ihn immer noch Luxus waren, und zwar wegen der Bedienung, die ihn fragte, was er wünschte, wegen der Teller, die bei jedem Gang gewechselt wurden, und wegen der Zigarette, die er rauchte, während er seinen Kaffee trank. Anschließend ging er in Bibliotheken oder zu Abendkursen. Kaum war er in einer Stadt angekommen, ließ er sich instinktiv die Präfektur oder das Bürgermeisteramt zeigen und las dort vor den vergitterten Aushängen alles, was angeschlagen war, und notierte sich Adressen. Diese Verwaltungsämtler, diese Behörden waren in seinen Augen eine der Ausdrucksformen jenes Ideals, das er anstrebte. Je höher man aufstieg, so war sein Eindruck, desto geordneter und ehrbarer waren die Verhältnisse, so dass er vor Scham gestorben wäre, wenn er zum Beispiel die Miete für sein Zimmer nicht hätte bezahlen können. Die Ansicht, er habe einen großen Schritt vorwärtsgetan, festigte sich in ihm. Zu ebendiesem Zeitpunkt schrieb er Stéphane, dass er sich seinem Ziel nähere. In Genua meldete er sich nicht wie bisher in aller Frühe auf irgendeiner Baustelle, sondern suchte eine Beschäftigung als Büroangestellter. Wie die anderen Pensionsgäste ließ er sich um sieben Uhr vom Zimmermädchen wecken. Der Tag war längst angebrochen, wenn er die Augen aufschlug, und angesichts dieses frischen Lichtes überkam ihn ein behagliches Empfinden von Wohlsein. Er schrieb sich aus einer Zeitung Adressen ab und stellte sich nahezu hochmütig in den Geschäftshäusern vor.

Eines Tages jedoch ließ ihn der Stolz eine Dummheit begehen, aus der er tödlich verletzt hervorging und die ihn wieder genau so bescheiden werden ließ, wie er früher war. Er hatte erfahren, dass in einer wichtigen Verwaltungsbehörde ein Ingenieur gesucht wurde, und aus einer Fehleinschätzung heraus meinte er plötzlich, er sei fähig, diesen Posten zu übernehmen. Gegen neun Uhr stellte er sich bei der Direktion vor. Man ließ

ihn Platz nehmen, man empfing ihn zuvorkommend. Gerade als der Direktor ihm ein paar Fragen gestellt hatte, hörte er mit einem Mal ein Gelächter hinter sich ausbrechen. Es waren junge Mädchen, Büroangestellte, die sich nicht länger beherrschen konnten. Immer noch die Ruhe bewahrend, bemerkte der Direktor:

– Beachten Sie sie gar nicht, mein Herr. Sie sind etwas durchgedreht.

Und er tippte sich leicht an die Stirn. Im gleichen Augenblick begriff Alexandre, dass diese Geste ihm galt. Wortlos stand er auf und ging zur Tür, während der Direktor sich mit übertriebener Höflichkeit entschuldigte. Nach diesem Erlebnis fiel er in eine solche Depression, dass er um ein Haar alle seine ehrgeizigen Pläne aufgegeben hätte. Eine Woche schlug er kein Buch auf und lungerte im Hafen herum, auf der Suche nach der erstbesten Arbeit.

\* \* \*

Schließlich kam Alexandre in Paris an. Er war gekleidet wie ein Emigrant. Alles, was er besaß, hatte er in einem Weidenkoffer, dessen Ecken heller waren, weil sie früher einmal von Lederdreiecken geschützt wurden. Paris schien ihm eine Stadt wie jede andere zu sein, doch gaben ihr Terrassencafés, Bäume und ganz ähnlich aussehende Männer, die Vertreter, Kellner oder Eisenbahner waren und die ihm wie Franzosen vorkamen, eine freundlichere Atmosphäre. Während seines jahrelangen Aufenthaltes in Mitteleuropa hatte er ungenaue Adressen gesammelt. Die meisten Leute, zu denen er sich auf den Weg machte, waren weggezogen oder tot. Da er erfahren hatte, dass Österreicher und Russen sich in dem Viertel zusammengetan hatten, das zwischen der Avenue de l'Observatoire und der Rue de la Glacière lag, kam er hierher, um in eine Pension in der Rue Berthollet zu ziehen. Diese Straße gefiel ihm wie all jene, die Namen von



Gelehrten trugen. Er hatte ein paar hundert Francs zusammengepart. Allmählich begann er, sich mit den Schüchternen und Verschlussenen anzufreunden und später dann an Diskussionen teilzunehmen, die sich manchmal bis in den frühen Morgen hinzogen. Fast alle Pensionsgäste lebten in gleicher Weise ohne Geld. Und Mme Lemoine, die Leiterin der Pension, sagte jeden Tag bei Tisch:

– Heute Abend werden Sie noch etwas zu essen haben, dann gibt es nichts mehr.

Mit jener Neigung der Orientalen, andere zum Lachen zu bringen, um sie zu entwaffnen, antworteten ihr alle mit tausend Artigkeiten und tausend Scherzen. »Mme Lemoine ist allzu freundlich ... Wir alle lieben Mme Lemoine ... Mme Lemoine kann doch gar nicht böse werden ...« Zuweilen schaute Alexandre mitten bei einer Mahlzeit so bestürzt um sich, als bemerke er plötzlich, dass er lebte, dass er dachte. Er gehörte also tatsächlich zu all diesen Studenten, zu all diesen Exilanten, zu all diesen Menschen, die ihrer Ideen wegen aus ihrem Land vertrieben worden waren. Er war also wirklich ihresgleichen in dieser Pension in der Rue Berthollet. Er war also in Paris. Da erinnerte er sich an Stéphane. Wie sehr wünschte er, dass auch Stéphane dieses Leben kennenlernte! Sobald ihn ein Ereignis tief bewegte, sehnte er sich nach ihm und bedauerte, dass er nicht da war, um sein Erstaunen zu teilen. Es schien ihm, als empfände er jeden Eindruck nur zur Hälfte, als hätten sie wegen Baumgartners Abwesenheit weniger Bedeutung.

\* \* \*

Sie befand sich noch keine Viertelstunde im Atelier von Loukomski, als Alexandre hereinkam. Beim Anblick des jungen Mädchens war er so verwirrt, dass er einige Minuten so tat, als sähe er es gar nicht. Schließlich stellte der Bildhauer die jungen Leute einander vor und sagte, was ihm gerade in den Sinn kam:

– Dieses charmante junge Mädchen ist meine Schülerin, nicht wahr, gnädiges Fräulein?

Alexandre wurde rot und wusste nur ein paar Worte zu stammeln, zumal Loukanski ihn mit ihr allein gelassen hatte, um die Concierge von der Türschwelle herbeizurufen.

– Madame Fernande, kommen Sie rasch ... ich habe Besuch. Binden Sie Ihre Spitzenschürze um, Madame Fernande, und fliegen Sie her. Sie sollen uns einen Tee nach Ihrer Art machen.

Alexandre setzte sich neben Louise. Zu allem Unglück thronte sie auf einem sehr hohen Hocker, der für Modelle bestimmt war, während er sich auf einen niedrigen Stuhl setzen musste, der kaum höher war als ein Kissen. In dieser Stellung fühlte er sich so unbehaglich, dass er bald wieder aufstand. Alle fünf Minuten kamen seltsame Leute herein. Das Durcheinander und der Lärm, die im Raum herrschten, ließen ihn wieder ein wenig Sicherheit gewinnen. Trotzdem bekam er kein Wort über seine Lippen. Wenn er sie nicht anschaute, warf sie schnell einen lebhaften Blick auf ihn. Er spürte ihn, und dies schüchterte ihn dermaßen ein, dass er nicht einmal die Lider zu senken wagte und seine Wangen rot wurden. Plötzlich fragte sie ihn:

– Sind Sie schon lange in Paris?

– Drei Jahre, Mademoiselle.

– Sie sprechen Französisch wie ein Franzose.

An Alexandres Seite, der vor Schüchternheit gelähmt war, fühlte sie sich so gelöst wie neben einer Freundin. Seine Schlichkeit und der Ausdruck von Schwermut, der sich auf seinem Gesicht abzeichnete, kamen ihrem Wesen entgegen. Es erschien ihr so wohltuend, sich mit einem Mann zu unterhalten, ohne auf der Hut sein zu müssen. Unbewusst zog sie Nutzen aus dieser Situation, um mit dem männlichen Charakter allerlei Versuche zu machen. Gegen fünf Uhr traf sie Anstalten zu gehen. Er blickte sie mit flehenden Augen an.

– Ich gehe jetzt, sagte sie auf die natürlichste Weise von der Welt, ohne jedoch von ihrem Hocker zu steigen.